Bor.
334
a

Bor. 334 a

~~dpl.~~ (1×)
2 Ex.

Gedanken über die Größe Friederichs II. Königs von Preussen.

Mit einigen Anmerkungen.

An einen Freund des Verfassers.

0374

Leipzig,
bey Wilhelm Gottlob Sommern,
1769.

Gd/67/570

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
Bücherei VII
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mein Herr.

Hier haben Sie das, was ich Ihnen von dem Könige versprochen habe. Ich kann nicht sagen, daß es mir so recht gefällt; es mißfällt mir indessen aber auch nicht. Aber dem sey, wie ihm wolle, das Schicksal dieser Betrachtungen ist entschieden: und ich muß die Folgen erwarten, die sie haben können.

Was doch ein Freund thun kann! Es fehlte nur, daß Sie mich aufmunterten, um hundert Schwierigkeiten auf einmal verschwinden zu sehen, die mich schon lange schüchtern gemacht haben. Mich deucht, daß man die Er-

laubniß haben kann, von Schwierigkeiten zu reden, wenn man mit dem Könige von Preussen zu thun hat.

Es ist freylich wenig von einem so großen Könige. Es ist wahr; aber ich kann mir nicht helfen. Sie sehen indessen, mein Herr, daß ich Ihnen habe gehorchen wollen. Und Sie könnten wohl so höflich seyn, daß Sie mir wenigstens aus diesem Gehorsam ein Verdienst machten. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ichs hier gemacht habe, wie die Gelehrten es mit den Geheimnissen der Natur machen. Ohne zu wissen, was die Seele ist, haben sie doch von der Seele ein System heraus gebracht. Wenn das **Denken**, und **Wollen**, welches der Unwissende empfindet, und der Gelehrte demonstrirt, uns nicht in den Stand setzet, zu wissen, was die Seele ist, so macht es doch, daß wir von der Seele reden können. Sehen Sie, mein Herr, der **König** ist für mich ein Geheimniß, und ich kann nicht definiren. Aber aus demjenigen, was ich in allen den Handlungen,

die

die er im Angesichte der Welt gethan hat, glaube bemerkt zu haben, sind diese meine Betrachtungen entstanden. Ich habe von einem Monarchen geredet; aber Sie werden sehen, daß ich dem Fehler auszuweichen gewußt habe, den ich in den Anmerkungen mit so vielem Rechte tadele. Doch kann ich mir auf diese Geschicklichkeit wenig zu Gute thun. Denn ist wohl etwas leichter, als daß man von dem schweigt, wovon man nicht unterrichtet seyn kann.

Sie wissen, daß ich mich immer gerne mit solchen Betrachtungen beschäfftigt habe. Und seitdem ich in Leipzig bin, wo meine Freunde mir meinen Aufenthalt so erträglich, und so angenehm machen, lebt dieser Geschmack wieder bey mir auf. Ich werde Sie von Zeit zu Zeit mit solchen kleinen Aufsätzen unterhalten, da ich sehe, daß Sie gütig genug gewesen sind, die letztern erträglich zu finden.

Nun muß ich Ihnen doch einen Einfall erzählen, den ich habe. Mahomed, Cromwell

und den Grafen von Zinzendorf kennen Sie doch nicht mehr? Ich habe es versucht, diese drey Herren zu schildern. Ich muß ihnen aufrichtig gestehen, daß sie in meinen Augen nicht vollkommen das sind, wofür man sie gemeiniglich ausgiebt. Aber ihre Charactere sind die verwickeltesten, die ich kenne. Sie sollen zu lesen bekommen, was ich davon geschrieben habe. Nur im Vorbeygehen will ich Ihnen sagen, daß ich Zinzendorf für eins der größten Genies halte, für einen Mann, der zu großen und weitaussehenden Unternehmungen gemacht war. Ich gestehe, daß er die Rolle des Evangelisten oft einfältig genug gespielt hat; aber da ist er auch nicht der schlaue, der feine, und der unternehmende Graf. Er war nichts weniger als ein Schwärmer; war er aber zuweilen ein Schwärmer, so war ers nur, weil ers seyn wollte, und vermöge seines Plans, seyn mußte. Der Tod übereilte ihn, und ließ weder seinen Freunden noch seinen Feinden Zeit, seine Absichten zu erforschen. Man kann freylich nur muthmaßen. Zeigen sie es aber dem Herrn — nicht, ich bitte sie recht sehr. Gedruckt

druckt solls auch nicht werden. Zinzendorf! Behüte Gott! Warum nicht gar Dippel, oder Jacob Böhm? Ich muß Ihnen aber auch sagen, mein Herr, daß es jetzt nicht Mode ist, von Zinzendorf zu reden. Die Weltlichen haben sich nie um ihn bekümmert, und die Geistlichen schreiben nicht mehr wider ihn, weil ihnen niemand antwortet.

Ich bin wegen der Critik, von der Sie schreiben ganz ruhig. Und warum sollte ichs nicht seyn? Wer keine Critik ausstehen kann, sollte von Rechtswegen gar nicht schreiben. Der beste Gebrauch, mein Herr, den wir von den Arbeiten der Kunstrichter machen können, ist dieser, daß wirs ein andermal besser machen, wenn sie uns zeigen, daß wir gefehlt haben. Sollte eine solche Recension unhöflich gerathen, so muß man sich an sie eben so gewöhnen können, wie man sich an eine schlimme Witterung, oder an ein häßliches Gesicht gewöhnt. Man muß nicht zu zärtlich seyn.

Aber jetzo komme ich zu dem, was in Ihrem Briefe für mich das schönste und das wichtigste

 ist.

ist. Bald hätte ichs über die Cromvells und die Zinzendorfs vergessen können; und sie sind doch alle mit einander in der That nicht so viel werth, als ein Freund. Wie freue ich mich, daß ich Ihnen, und sonst Niemand für die * verbindlich seyn müsse. Glücklicher hätte das Looß für mich nicht fallen können. Wie erträglich ist es doch, Ihr Schuldener zu seyn! Man gefällt sich selbst, man ist mit sich zufrieden, wenn man sich sagen darf, daß man die Ehre hat, Ihr Freund zu seyn. Sollte der **Monarch**, von dem ich geredet habe, in diesem Falle so glücklich seyn, als ich bin? Sollte er bey aller seiner Größe, bey alle dem Glanze, der ihn umgiebt, auch die Seligkeiten der Freundschaft kennen!

Leben Sie wohl. Zu den Gesinnungen der Hochachtung, die ich schon lange für Sie habe, füge ich noch die Empfindungen der zärtlichsten Freundschaft, und bin rc.

P**

Man

Man könnte glauben, die Könige müßten über die Critik so erhaben seyn, als sie es über die Menschen sind, und müßten über die Empfindung der Unterthanen eben so despotisch herrschen, als sie oft über ihre Güter herrschen. Aber man glaube es nicht. Die Gewohnheit, die Könige wie Menschen zu beurtheilen, ist so alt als die Könige selbst. Nur darinn hat man sie und die Menschen unterschieden, daß man diese niemals so strenge, und so übereilt beurtheilt hat, als jene.

Daß die Fürsten so wohl ihre Verbindlichkeiten hätten, als die Unterthanen, ist ein sehr alter Grundsatz. In dieser Absicht hat man

 sie,

sie, unerachtet ihrer Größe, allezeit zu den Menschen gezählt. Da, wo sie eingeschränkt sind, giebt es Gesetze, die diese Verbindlichkeiten bestimmen; und da, wo man sie souverain regieren läßt, wird wenigstens geglaubt, daß sie Gott Rechenschaft geben müssen. Sehr wenige haben den Fürsten erlaubt, böse zu seyn; und wenn ich von dem Machiavell abgehe, wüßte ich niemand, der es zu ihrer Pflicht gemacht hätte, lasterhaft zu seyn. Es ist indessen nicht ausgemacht, ob der Florentiner diese Absicht gehabt hat. Er hat Vertheidiger gefunden.

Der, welcher zuerst die Könige Götter nannte, hatte wohl nicht die Absicht, sie zu Despoten über alle Gesetze zu machen. In der That gab er ihnen eben dadurch ein Gesetz, das erhaben genug war, um selbst Monarchen zu verbinden. Die Könige müßten also das im Kleinen seyn, was Gott im Großen ist. Sollte es eine Schmeicheley seyn, so war sie sehr fein. Noch nie hat man einen Prinzen ein so bedeutendes, und lehrreiches Compliment gemacht. — —

Da

Da die Könige Menschen sind, darf man nicht zweifeln, daß es unter ihnen Ungerechte, und Schwache geben könne. Das ist kein Widerspruch. Der Thron flößt keine Tugenden ein; nein, er ist eher geschickt, erträgliche Schwachheiten sehr gefährlich zu machen. Ein kleiner Geist, der als Privatperson unschuldig ist, giebt der Welt traurige Aussichten, sobald er das Unglück hat, König zu werden.

Es ist an dem, der Fürst sollte von Rechtswegen der vollkommenste und der größte Mann in seinen Staaten seyn. Aber wie ist das allemal möglich? In Erbreichen entscheidet das Glück, und in Wahlreichen die Partheyen. Allein diese Materie ist verhaßt, und ich will ein Kapitel fahren lassen, über das man oft genug declamirt hat. Nur fällt mir ein Anmerkung bey.

Da die Menschen ohne Könige nicht leben können, da sie sich ohne diese Aufsicht untereinander aufreiben würden, und da sie jemand haben müssen, der sie mit der Ruthe in der Hand nöthige, glücklich zu seyn, so sollten sie

ihre

ihre Forderungen an die Könige nicht so stark machen.

Es ist schon viel, wenn ein Mann, der das königliche Vorrecht hat, ungestraft Böses zu thun, gleichwohl nicht alle das Böse thut, das er thun könnte. Selbst seine Fehler sollten sie zu entschuldigen suchen. Ich wundere mich nicht darüber, daß ein Prinz Fehler begeht; aber darüber wundere ich mich, daß man sich über diese Fehler aufhalten kann. Insgemein sind mit den größten Talenten große Fehler so genau verbunden, daß man oft nicht wünschen sollte, die Fehler zu vermissen, weil die Vollkommenheiten dabey verlieren könnten. Es giebt Schwachheiten, die nur der begehen kann, der im übrigen die ganze Größe eines königlichen Geistes besitzt. Man sollte hier mit den Vergleichungen nicht so geschwinde seyn. Sie passen selten, wenn von den Königen die Rede ist. Daß der Unterthan nach dieser Vergleichung in gewissen Fällen gerechter ist als der König, ist nicht allemal ein Verdienst. Hat er auch die Gelegenheit, und den Verstand des Königes gehabt, um hier zu fehlen.

Aber

Aber ich dächte, der Punct von den Königen wäre zu weitläuftig, und zu schwer, um so geschwinde damit fertig zu werden — Jedermann gestehts. Aber dieses Geständniß verhindert nicht, daß nicht jedermann glauben sollte, es sey sehr leicht, über Fürsten Richter zu seyn. Wer soll uns aber mit ihnen bekannt machen? Die es thun könnten, thun es nicht, das heißt, die Könige selbst, oder ihre Minister finden es nicht für gut, sich hierüber zu erklären. Und die andern sind von dem Throne zu weit entfernt, als daß sie ihn kennen könnten.

Der Gelehrte kann von der Kunst zu regieren Bücher schreiben, die oft recht hübsch sind. Aber eine Regierung, die einmal eingeführt, das System, den Plan, und die Maximen, die einmal angenommen sind, beurtheilen, wie kann der Gelehrte das? Ein Mann, der selten seine Stube verläßt, der oft die kleine Welt, in der er gebohren und erzogen ist, nicht kennt, und dessen Gesellschaft mehrentheils bloß Bücher sind, wird wohl keine große Kenntniß von der Welt, und von den Angelenheiten der Könige haben. Aber die Handlungen der Könige

sind

sind da — das sind sie. Aber du lieber Gott! Die Handlungen der Fürsten, und die Gelehrten, wie kommen die zusammen? Es ist wahr, diese Handlungen können den Gelehrten zuweilen einige Züge von dem Character des Prinzen, der sie unternahm, errathen lassen; das ist richtig, aber das heißt wenig. Noch weiß er nichts von der Handlung selbst. Wenn ich höre, daß ein Prinz viele Schlachten gewonnen, selbst angeführt, und mit einem Feinde zu thun gehabt habe, der ihm allemal an Volk überlegen war, so kann ich wohl sagen, dieser Prinz müsse sehr tapfer, entschlossen, und ohne Zweifel ein großer General seyn; ob aber dieser Krieg gerecht, oder ungerecht gewesen, das kann ich unmöglich wissen, wenn sich der Prinz nicht selbst gegen mich erklärt hat. Denn ich müßte nichts minder wissen, als die Gelegenheit, die Bewegungsgründe, die nähern so wohl, als die entferntern, und endlich den Zusammenhang von mehr als tausend Umständen, die sich hier vereinigen, die Maaßregeln des Königs zu bestimmen. Und wer wirds mir zuglauben, daß ich alles dieses wissen könnte? Nur Könige können von den Handlungen der Könige, ihrer Mitbrüder, urtheilen.

Ordent.

Ordentlicher Weise untersucht man in den Königen bloß den Bürger, bloß den gerechten Mann: den Minister vergißt man. Das sollte aber nicht seyn. Daher kommen die Widersprüche, die den Moralisten und den Geschichtschreiber so oft in Verlegenheit setzen, wenn sie die Kunst der Könige erklären wollen. Ein Fürst unternimmt einen Krieg — Der Moralist schlägt in der Sittenlehre nach, und findet, daß der Fürst wider den Artikel von der Liebe des Nächsten gesündiget hat: und der Geschichtschreiber bemerkt, daß Augustus sich in einem ähnlichen Falle anders aufgeführt habe. Tacitus, Lipsius, Amelot, Silhon ꝛc. werden citirt. Ist das aber alles, was man wissen muß, um eine solche Unternehmung zu beurtheilen? Solche Critiker können zuweilen unserm Herzen aber selten unserm Verstande Ehre machen. Der gerechte König muß oft ungerecht scheinen, wenn er mit dem gerechten Unterthan gemessen wird.

Der Gelehrte urtheilt von den Menschen nach den Büchern, die er auf seiner Stube hat, und der Kluge nach der Kenntniß, die er

durch

durch Umgang und Erfahrung von ihnen hat. Dieser geht ohne Zweifel sicherer. Jener, der den Kopf von dem Idealschönen, von den ewigen Gesetzen der Wahrheiten, des Guten und des Anständigen voll hat, sagt sehr gelehrt, wie die Menschen seyn sollten, und weiß nicht, wie sie sind; dieser aber kennt sie, wie sie sind, und nimmt sie so.

Plato, kann unmöglich als ein Staatsmann gedacht haben, als er den Entwurf zu seiner Republik machte. Es ist offenbar, daß er die Menschen entweder nicht gekannt hat, oder nicht hat kennen wollen. Ich finde hier bloß den **Gelehrten**, der prächtige Grundrisse, künstliche Entwürfe und tiefsinnige Berechnungen über das Wahre und Schöne macht, der aber bey alle dem vergißt, daß er für Menschen schreibt, mit welchen alle diese schöne Sachen zum Unglücke in keinem Verhältnisse stehen. Es sey denn, daß man sagen wollte, Plato habe einen Roman schreiben wollen; und das möchte ich zur Ehre dieses fürtrefflichen Mannes am liebsten glauben.

Fast alle Gelehrte, die von dieser Sache geschrieben haben, sind dem Plato gefolgt. Sie haben ihn abgeschrieben, indem sie ihn getadelt, und über seine Einfälle gelacht haben. Der Abt St. Pierre ist nicht der einzige, von dem man Träume eines ehrlichen Mannes hat. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit der Polisynodie dieses ehrlichen Abts. Man wundert sich nicht so sehr, daß Heinrich 4. mit diesem Project gespaßt hat; aber darüber muß man sich sehr wundern, daß der Abt diese Versammlung als ein Mittel empfohlen hat, die Streitigkeiten der Könige beyzulegen. Man muß mit Fleury sagen, es wären Träume eines ehrlichen Mannes.

Aber so groß die Schwierigkeiten auch sind, welchen die Urtheile über Könige ausgesetzt sind, so sieht doch jeder Tag die ungereimtesten und unverschämtesten Critiken dieser Art aushecken.

Leute, die von keiner Sache in der Welt erträglich reden, und die den Mund nicht aufthun können, ohne die Vernunft zu beleidigen, diese Leute erklären uns die Absichten der Fürsten,

und bestimmen die Schicksale von Europa. Es giebt viele Mittel sich verächtlich, und verhaßt zu machen; aber man muß gestehen, daß dieses eins der ungeheuersten sey.

Dem ungelehrten Pöbel verzeiht man, weil er Pöbel ist, und weil er die Erlaubniß hat, es zu seyn; aber dem Gelehrten, der uns mit nichts unterhält, als mit den Schwachheiten der Fürsten, die er nicht kennt, und mit den Gebrechen einer Staatskunst, von der er nicht unterrichtet ist, dem kann man nicht vergeben. Wenn er uns mit aller Gewalt überzeugen will, daß er weder Erziehung, noch Geschmack, noch Kenntniß der Welt hat, so könnte er dieses weit wohlfeiler thun: es brauchte ihm nicht so viel zu kosten. Muß ich denn nothwendig Könige angreifen, und die geheiligte Majestät des Thrones lästern, wenn ich die Welt überreden will, daß ich toll bin?

Man wird angemerkt haben, daß niemand hier unerträglicher sey, als diejenigen Gelehrten, die es in den Wissenschaften so bis zur Hälfte gebracht haben. Sie sind nicht vollkommen dumm genug, um zu schweigen, und

nicht klug genug, um zu reden. Das ist die gefährlichste Periode in dem Leben der Gelehrten. Von ihnen kann man sagen, was Baco von den kleinen Philosophen anmerkt: eine halb gelernte Philosophie, sagt der Canzler, ist sehr geschickt, Gottesläugner zu machen, aber eine tief eingesehene Philosophie führt nothwendig zur Bewunderung und Anbetung der Gottheit. So gewiß ist es auch, daß man in den Handlungen der Fürsten überall Fehler und eine falsche Politik finden muß, wenn man sie nach ein Paar Regeln beurtheilt, die man sich aus einem Bisgen Historie, Naturrecht und Moral gesammelt hat.

Seitdem Titius de officio Imperantis gehöret hat, macht er einen entsetzlichen Lerm, und schreckt alle, die ihm nur nahe kommen. Wo er ist, und wo er hingeht, begleitet ihn eine abscheuliche und liederliche Litteratur. In allen Schritten des Fürsten findet er Fehler wider das Jus publicum. Er hat nachgeschlagen, und politisch schlau gefunden, daß sein Fürst mehr als einmal sein Interesse nicht gekannt, und das Gleichgewicht von Europa ge-

schwächt habe. Die Verhältnisse der Staaten hat er berechnet. Jüngst verfolgte mich Titius, und hätte mich beynahe erhascht. Aber ich flohe, und flohe glücklich. Ohne Zweifel hatte er eine schreckliche Anecdote von einem Könige, oder einem Minister, mit der er mich beehren wollte. Wenn Titius der Obrigkeit in die Hände fällt, ist es meine Sache nicht, als Zeuge vor Grichte zu erscheinen.

Hieronymns, der durch seine Predigten die Religion entheiligt, und die Vernunft beschimpft, der für die Wahrheiten, die er lehrt, keine Beweise kennt, und der sich ganz laut, gerade zu, und ganz feyerlich wider die Vernunft erklärt, dieser Hieronymus widerlegt mit der Polemik in einer, und der Dogmatik in der andern Hand, des Fürsten Religionssystem, das er nicht kennt. Er hats herausgebracht, daß der Prinz ein Naturalist sey, und ein Atheist werden könne. Er kennt seine Verführer, ihren Character, ihre Schwäche, und alle ihre Fehler wider die Logik. Nachdem er die Schriften dieser Verführer gelesen,

und

und nicht verstanden hatte, sahe er ganz deutlich, daß sie den feinsten Gift und die entsetzlichste Bosheit enthielten.

Es ist eine verwünschte Gewohnheit pöbelhafter und unartiger Seelen, daß sie die Könige, die sie doch am wenigsten kennen, mit einer so schamlosen Dreistigkeit richten. Es sollte der ganzen Welt daran gelegen seyn, daß sie in Verachtung käme, und infam gemacht würde. Und ich weiß nicht, wie es kommt, daß, unerachtet diese Ungesittete überall verabscheuet werden, sie sich gleichwohl überall ausbreiten. Sie sehen, wie man sich für sie fürchtet, wie man ihnen aus dem Wege gehet, und wie sauer man sichs werden läßt, um sich von ihnen los zu machen, und doch sind sie so grausam, daß sie uns überall verfolgen, wo wir nur hin gehen. Man sehe doch einmal, wie viel an einer guten Erziehung gelegen ist! Hier ist ein entscheidender Fall, der dem Klugen unsern ganzen Character auf einmal entdeckt. Man wird aber nicht hoffen dürfen, daß dieser Pöbel ausarte, so lange es noch auf Akademien Lehrer giebt, die durch ihre unverschämte Frechheit,

zu diesem Aufstande, öffentlich anführen, und so lange noch geglaubt wird, daß es patriotisch sey, Monarchen zu lästern, daß es philosophisch sey, die über uns erhaben sind, zu verachten, und endlich, daß es gelehrt sey, wenn man über Sachen entscheidet, die man nicht kennt.

Hierzu kommen die ausschweifenden und übelangebrachten Lobreden, die man bey aller Gelegenheit einem **Cato**, **Brutus** &c. hält. Ich glaube, daß man gute Absichten dabey hat; aber ich glaube nicht, daß man klug, und überlegt hierinn handelt. Was will man mit Cato, und **Brutus** haben? Was ist es an ihnen, das wir nachahmen sollen? Ihre Jugend — und welche denn? Wenn es mir erlaubt wäre, ein einziges mal von Staatskunst zu reden, so wollte ich mich unterstehen, zu behaupten, daß diese Republicaner in ihrer Aufführung eben so wenig Politik, als Tugend gezeigt haben.

Wenn ich voraus setze, daß die Geschichte, die wir von **Rom** haben, richtig ist, so war zu

den Zeiten des Cäsars, und des Pompejus eine Revolution durchaus nothwendig. Sie war nicht nur unvermeidlich, sondern sie scheint auch das einzige Mittel gewesen zu seyn, wodurch die Krankheit des Staats aus dem Grunde gehoben werden könnte. Alles, was Cicero und seine Freunde vermochten auszurichten, war höchstens eine Palliativcur, und verschaffte der Republik zuweilen auf eine kleine Zeit eine Art von Stillstand. Ich sage, zuweilen, denn oft machten sie das Uebel noch ärger. Pompejus ist in Rom, und Cäsar in Gallien. Pompejus macht aus seinen Absichten kein Geheimniß, wirbt in Rom Soldaten, und nöthiget den Cäsar, der von der Provinz nach Rom zurück wollte, zu seiner Sicherheit, eine Armee nach Italien zu bringen. Ein bürgerlicher Krieg war unvermeidlich. Cäsar siegt, und die Republik fängt an wieder aufzuleben. Und es war höchst wahrscheinlich, daß Cäsar einer der leutseligsten, gütigsten und weisesten Prinzen geworden wäre, die Rom jemals gehabt hat. Die Ruhe ist wieder hergestellt. Brutus aber, der sich darüber ärgert, daß er Cäsar den Vorzug lassen muß, erinnert sich, daß er aus der Familie des alten Brutus des Kö-

nigsmörder wäre, macht eine Parthey, geht hin, und ermordet seinen Wohlthäter. Er mußte nothwendig vorhersehen, daß er sein Vaterland durch diesen Schritt in das vorige Elend, das es zu vergessen schon anfieng, stürzen würde. — Das war die Tugend des Brutus. Warum hatte er den Cäsar nicht früher ermordet? Warum hatte er an seinen Wohlthaten Theil genommen? Cäsar war ehrgeizig, und wollte in allem der Größte, und der Erste seyn; er kannte auch seine Kräfte, und wußte, wie überlegen er andern war. Er wollte nicht ruhen, bis er seinen Nebenbuhler überwunden hatte — und er überwand ihn. Nun würde er aller Wahrscheinlichkeit nach angefangen haben, die ganze Größe seiner liebenswürdigen Eigenschaften zu zeigen. Denn er war großmüthig, leutselig, unermüdet, weise, ein Held, und ein Staatsmann. Wäre Brutus tugendhaft und klug gewesen, so würde er gesucht haben, die guten Eigenschaften des Cäsars zum Wohl des Staats anzuwenden. Es war nicht mehr Zeit, zu verhindern, daß Cäsar nicht gethan hätte, was er wirklich gehan hatte: das war nun einmal ge-

sche-

schehen; aber zu machen, daß die hergestellte Ruhe unter Cäsars Regierung dauerhaft gemacht würde, das war noch übrig, und auch möglich. Brutus hätte vergessen sollen, was geschehen war, und aus Liebe zu seinem Vaterlande den Schmerzen unterdrückt haben, den er über die Unternehmungen des Cäsars empfunden hatte. Das wäre sowohl Tugend als Politik gewesen. So machte es Cicero. Er bewieß durch seine Aufführung gegen Cäsar und Pompejus, daß er ein Staasmann war, ohne zu beweisen, daß er aufgehöret hätte, ein ehrlicher Mann zu seyn. Ohne ihre Absichten zu billigen, sahe er wohl, daß es für den Staat nicht gleichgültig seyn könne, wie man mit ihnen umgienge. Er begriff, daß man gelinde, aber nicht heftig, hitzig, und gerade zu verfahren dürfe. Bald hielt ers mit Cäsar, bald mit Pompejus, nachdem er sahe, daß der eine, oder der andere der mächtigste war. Diese Aufführung hätte unter andern Umständen niederträchtig seyn können; aber hier war sie es nicht. Cicero, der sich in die Zeit schicken konnte, wollte sich ihrer zum Wohl des Staats bedienen, da er sie nicht unterdrücken konnte.

Cä-

Cäsar mit Gewalt angreifen, würde eben so viel gewesen seyn, als die ganze Republik auf einmal in Lebensgefahr zu setzen; aber durch Gelindigkeit und ein kluges Nachgeben seine Hitze zu mäßigen, ohne sie ersticken zu wollen, und von seinen übrigen Tugenden für das Vaterland Gebrauch zu machen, das war das Werk eines Patrioten, und eines weisen Mannes. **Rom** war zu der Zeit des **Triumvirats** keine Republik mehr; es war eine vollkommene **Anarchie**. Es war just der Fall, wo es einen **Dictator**, oder einen uneingeschränkten Monarchen brauchte, um nicht auf einmal, und ohne alle Hoffnung verloren zu gehen. **Cäsar** war dazu gemacht, einen Staat vollkommen glücklich, und blühend zu machen. Die Republik hatte sich auch schon erholt, als **Brutus** zum Aufruhr, und Blutvergießen Anstalten macht, indem er den **Cäsar** ermordet. Und um aus dem **Octavius** das zu machen, was **Cäsar** gewesen war, mußten erst ganze Tausende von römischen Bürgern getödtet werden. Ist das Tugend? Ist das Patriotismus?

Man verzeihe mir diese kleine Ausschweifung. Ich wünschte, daß man in unsern Zeiten von

dem

dem Mörder des Cäsars nicht so vortheilhaft denken möchte. Man überlegt oft nicht, was es für Folgen haben kann. Ein junger Mensch von mehr Leidenschaft als Einsicht liest die Lobreden, die ihr auf diesen berühmten Undankbaren macht. Es wird ihm nur ein Cäsar fehlen: denn sich selbst fühlt er fähig genug, ein Brutus zu seyn. Aber was wird ihn verhindern, zwischen seinen Fürsten und dem Cäsar Aehnlichkeiten zu finden? Man halte das für keine Kleinigkeit. Die Grundsätze einer einzelnen Person haben oft ihren Einfluß auf ganze Familien. Aber ich komme wieder auf die Könige.

So strenge man mit ihnen umgegangen ist, und so sorgfältig man gewesen, an ihnen Fehler zu finden, sind doch einige wenige so glücklich gewesen, den Beyfall der Welt zu erhalten. Man spricht von gütigen, tapfern, weisen und großen Prinzen. Diese letztern haben indessen das meiste Aufsehen gemacht, und vorzüglich die Aufmerksamkeit der Welt unterhalten.

Wenn ich ihre Geschichte unpartheyisch prüfe, und wenn ich voraussetze, daß diese Geschich-

te zuverläßig ist, finde ich, daß die Mittel, die sie vor sich gehabt haben, um Große zu heissen, sehr verschieden gewesen sind. Einige hatten ihrem Eroberungsgeiste diesen Vorzug zu danken: man hielt sie für groß, weil sie schrecklich und fürchterlich waren. Andere trugen ihre Größe als ein **Lehen** von der Geistlichkeit: man machte ihnen diese Schmeicheley, weil sie das Interesse der Clerisey entweder durch Geschenke, oder durch die Bekehrung der Ungläubigen unterstützten, die sie mit dem Degen in der Faust zu der Taufe führten. Noch andere scheint man bloß darum groß gefunden zu haben, weil entweder ihre Vorgänger, ihre Nachbaren, oder ihre Gegner unendlich klein gewesen sind.

Ein **Eroberer** ist ein Mann, der, um nur gesiegt, und erobert zu haben, mit Vergnügen eine Million Menschen todt schlagen läßt. Nennet ihn eine Geißel der Menschen, eine Ruthe in der Hand, eines erzürnten Gottes, ja nennet ihn einen großen Soldaten, einen tüchtigen Anführer, einen fähigen Kopf, und ein mächtiges Genie: das kann er alles seyn; aber könnet ihr

ihn, ohne roth zu werden, einen großen König nennen?

Auf die Geistlichkeit kann man sich wohl in diesem Falle nicht verlassen. Mit der Größe, die sie ausgetheilt hat, möchte es vielleicht die Beschaffenheit gehabt haben, die es zuweilen mit der Canonisation haben soll. In der That wollen einige wissen, daß die Päbste zuweilen, so mit unter, Personen unter die Heiligen versetzt hätten, die den Weltlichen als öffentliche Verbrecher bekannt gewesen sind. Die Protestanten versichern es wenigstens.

Durch die Schwäche anderer groß seyn, heißt nicht durch sich selbst in der That groß seyn. Der ganze Vorzug, den man hier hat, ist der, daß man nicht vollkommen so schwach, lasterhaft, und zur Regierung unfähig sey, als einige andere.

Hier wäre der Ort, zu untersuchen, durch welche Mittel diejenigen Prinzen, die in der Geschichte die Großen heißen, zu dieser Größe gekommen sind. Allein, ich bin nicht unternehmend genug in einer so ungewissen Sache, als die Geschichte ist, zu entscheiden. Es ist mir nicht

gege-

gegeben, so gerade zu von gekrönten Häuptern zu reden. Wenn die Fürsten, oder ihre Staatsräthe selbst, die Geschichte schrieben, so hätte man etwas, worauf man sich verlassen könnte, weil sie die einzigen sind, die hier unterrichtet seyn können. Nein, das müssen jene entschlossene Schriftsteller über sich nehmen, die mit eben der Ungezwungenheit, den **Alexander** zum Spitzbuben, und **Carl** 12. zum Husaren machen, mit der sie **Ludewig** 14. zum größten Prinzen in Europa machen.

Aber wer ist denn ein großer Prinz? Wer kann es seyn, und wodurch wird ers? Weil ich die Absicht habe, in diesen Blättern von einen Monarchen zu reden, den **Europa** den **Grossen** nennt, will ich hier das sagen, was ich von der Größe eines Königs überhaupt denke.

Die **königliche Größe** scheint mir eine zusammengesetzte Größe von vielen einzeln zu seyn. Die Größe des Genies, des Bürgers, und des gerechten Mannes, reicht lange nicht an die Größe eines Königs. So weitläuftig der Posten eines Monarchen ist, so weitläuftig und ausgebreitet ist auch seine Größe. Seine Person ist im Lande die fürnehmste und seine Talente sollten es auch seyn.

Man

Man nehme die Größe des Helden, des Ministers, des Financier, und man füge das Erhabene des gerechten Mannes, des Gesetzgebers, und des Mannes von Religion hinzu, so hat man, wie mich deucht, die Summe zu der Größe eines Königs. Die großen Eigenschaften, die in seinen Staaten zerstreuet und vertheilt sind, kommen in seinem Geiste zusammen. Unter seinen Unterhanen braucht niemand diesen Ueberfluß von Talenten; für sie würde er gefährlich und schädlich seyn. Aber ein Prinz, dessen Spähre so sehr weitläuftig ist, braucht ungemein viel, um den Platz, den er einnimmt, ganz auszufüllen.

Wenn der Minister die auswärtigen Höfe so gut kennt, als den Hof und die Staaten seines Königs, wenn er ein geschickter Unterhändler und ein brauchbarer Gesandte ist, so wird von ihm nichts mehr verlangt. Wenn der General die Eigenschaften des Helden und des Anführers hat, so ist man mit ihm zufrieden. Aber damit kommt kein König aus, der auf den Namen des Großen Anspruch machen will. Der Feldherr schrenkt sich auf die Anführung einer Armee, und der Minister auf die Arbeiten des

Cabinets ein; aber unter des Königs Aufsicht stehen diese alle beyde. Er muß ihre Stärke und Schwäche wissen, ihre Fehler beurtheilen, und tüchtigere Männer, als diese sind, wenn ers für gut findet, wählen können. Er hat eine allgemeine Kenntniß von dem Ganzen; sie kommen aber damit aus, wenn sie auch nur von einem Theile dieses Ganzen Kenntniß haben. Bey dieser allgemeinen Einsicht verrichtet er freylich selbst nicht alles, aber er weiß, wie alles verrichtet werden muß; und er wird in keiner Sache hintergangen. Er kennt die Talente, und weist ihnen den Posten an, für den sie gemacht sind. Verdiente Männer kennen, sie zu wählen wissen, und einem jeden zu thun geben, ist beynahe eben so viel, als alle Verrichtungen dieser Männer selbst ausgeführt haben. Waller, der englische Dichter, nannte die Königin Elisabeth in einer Unterredung, die er mit Jacob 2. hatte, die größte Frau, die jemals einen Thron besessen hätte. Mich wundert, sagte der König, daß ihr das glaubt. Wisset ihr nicht, daß sie sehr weise Räthe hatte? Ja, das weiß ich, war die Antwort; haben aber Ew. Majestät jemals einen dummen Menschen gekannt, der

weise

weise Räthe gewählt hätte? Waller behauptete, daß die glückliche Wahl, die diese Dame getroffen hatte, einen Theil ihrer Größe ausmachte.

Derjenige König scheint mir groß zu seyn, der allezeit das ist, was er seyn will, und niemals etwas anders seyn will, als was er seyn soll: dessen Herz so erhaben ist, als sein Verstand groß und weitläuftig.

Nun kommen von einem seiner Minister an auswärtigen Höfen Depeschen. Mit den Unterhandlungen ist es auf das Point gekommen, über welches der Minister nach seiner Instruction nicht gehen darf. Er bittet um Verhaltungsbefehle. Der König, der die ganze Affaire durchdenkt, und den ganzen Plan übersieht, der das System des Hofes und seine Absichten kennt, und der mit dem Character, und dem Interesse der Staatsbedienten sowohl, als mit den Mitteln bekannt ist, wodurch andere Mächte seine Absichten zu vereiteln suchen, der König machet Entwürfe, die auf dieses Ganze passen. Der erstaunte Minister liest, gehorcht, und reußirt.

Zu einer andern Zeit unternimmt er einen Krieg. Seine Armee setzt sich in Bewegung, und ihr General hat seinen Plan. Er bricht auf und will angreifen — Aber Zufälle, über die weder Klugheit, noch Vorsicht vermögen, verwickeln ihn mit unerwarteten Schwierigkeiten. Die Retirade würde für ihn so gefährlich seyn, als eine Schlacht. Er schickt an den König. Der Geist des Monarchen, der beynahe wie die Gottheit überall ist, ist in der Minute bey der Armee. Er nimmt ihre Stellung in Augenschein, läßt sie tausend Bewegungen machen, macht hier den Feind irre, und verführt ihn dort seine Lage zu verändern, schafft sich Luft, sieht offene Wege für Zufuhr, und Succurs, greift an, schlägt und siegt — Der Plan ist fertig, und der General erhält ihn. Ist dieser nun nicht glücklich, so kann bloß die Unmöglichkeit die Maaßregeln des Königs unbrauchbar gemacht haben.

Ist die Gegenwart des Monarchen in seiner Residenz nicht durchaus nothwendig, so geht er selbst zur Armee. Hier sieht man einen König, der hundert tausend Soldaten mit eben der Leichtigkeit anführt, mit der er in seinem Cabi-

nette

nette die politischen Verhältnisse der europäischen Mächte berechnet.

Aber wer wird, wenn der König zu Felde geht, die Angelegenheiten des Staats besorgen? Wer unterrichtet den Minister, und wer giebt dem Gesandten Audienz? Der König wird das thun. General zu seyn, Schlachten zu gewinnen, in verheerten Provinzen für Menschen und Vieh Unterhalt zu finden, und tausend andere Schwierigkeiten zu bestreiten, dazu braucht der König noch lange nicht seine ganze Seele.

Der Client, der das Unglück hat, Processe zu führen, braucht bey der Nachricht, daß der König abwesend sey, nicht zu zittern. Die Chicane weiß, daß der Monarch, wenn er auch noch so weit von seinen Staaten entfernt ist, noch immer souverain regiere. Aber die Advocaten haben auch hier das Recht nicht, das sie an anderen Orten haben: sie dürfen den Clienten nicht plündern.

Auf diese Art könnte ich die ganze Reihe der höhern Talente durchgehen, und den Gebrauch zeigen, den ein großer Prinz von ihnen

zu machen weiß, aber ich habe nicht die Absicht, einen Quartanten zu schreiben.

Man hat oft wissen wollen, ob ein König ohne Gelehrsamkeit groß seyn könne. Die, welche behaupten, daß die Gelehrsamkeit hier nothwendig sey, scheinen sie mit der Staatswissenschaft, der Weltweisheit und dem guten Geschmack zu vermengen, weil uns die Erfahrung überzeugen kann, daß man ohne Gelehrsamkeit ein großer Staatsmann und ein gründlicher Weltweiser seyn könne.

Ich glaube, daß die Gelehrsamkeit etwas sehr Gutes ist; und die, welche sie lächerlich machen wollen, handeln meiner Meynung nach sehr unüberlegt. Man sollte den Schaden, welchen sie der Welt überhaupt verursachet, nicht auf ihre Rechnung setzen; aber das könnte man wohl sagen, die Gelehrsamkeit gehöre nicht zu der Bestimmung des Menschen, und daher käme es, daß sie in unsern Händen so übel aufgehoben wäre; und also entstünde der Nachtheil, den die Welt zu allen Zeiten von der Gelehrsamkeit gehabt hat, bloß daher, daß sie die Menschen als eine Sache, welche die Natur für ih-

ren Gebrauch nicht bestimmte, schlecht zu behandeln wissen.

Aber dem sey, wie ihm wolle, man sollte sie einem Prinzen niemals als etwas **Nothwendiges** empfehlen. Man würde zu viel wagen. Der Schade ist fast allemal, und der Nutzen sehr selten gewiß. Es giebt Leute, die entsetzlich gelehrt sind, von denen man gleichwohl sagen kann, daß sie nicht richtig im Kopfe sind. Bey diesen ist die Gelehrsamkeit in der That eine Krankheit, eine Atonie der Seele. Man wird darüber nicht erstaunen, wenn man sich der unnatürlichen Mittel erinnert, durch welche die Gelehrsamkeit **ordentlicher Weise** erlangt werden muß. Denn es giebt so mächtige Genies, so rasche und starke Geister, die alles vertragen können. Nichts verändert oder verschlimmert das Temperament ihres Geistes. **Erasmus, Bayle, Leibnitz** waren sehr gelehrt; aber sie wußten bey aller ihrer Gelehrsamkeit die gesunde Vernunft in Sicherheit zu bringen; und selbst dem Hofe waren sie angenehm. Aber das sind Seltenheiten, von denen man eigentlich nur reden sollte, um sie zu bewundern, und nicht, um ihnen nachzuahmen.

Aber die Gelehrsamkeit hat auch das an sich, daß sie den moralischen Character ihrer Liebhaber mehrentheils verfälscht, und die Quelle erhabener Empfindungen entweder vergiftet oder verstopft. Eine traurige Erfahrung! Ich gestehe gerne, und ich behaupte es auch, daß dieses Unglück keine nothwendige Folge der Gelehrsamkeit sey; aber es ist doch bey alle dem sehr merkwürdig, daß die meisten, die von ihr Profeßion machen, zänkisch, ungestüm, unbiegsam, hart, ungesittet, gefüllos, und in Kleinigkeiten äusserst genau sind: in welcher äußersten Genauigkeit, wie jemand angemerkt hat, das Erhabene kleiner Geister besteht.

Da sie ihre Glückseligkeit und ihre Größe in der Speculation setzen, sind die Angelegenheiten des Herzens ihnen zu verächtlich, als daß sie sich darum bekümmern sollten. Aber sie sehen nicht, wie viel sie bey diesem studierten Eigensinn verlieren. Selten werden sie Gelegenheit haben, eine schöne Handlung zu thun. Das Herz ist bey ihnen enge und eingeschrumpft. Soll es erweitert werden, so gehören ungeheure Anstalten dazu. Ein Unglücklicher geräth einem solchen Manne in die Hände — Er hats

eben nicht verschworen, unter gewissen Umständen mitleidig zu seyn. Aber wenn wird ers werden? Wo sind die gewissen Umstände? Das kann noch immer sehr weitläuftig werden. Denn das Mitleid ist zum Unglück ein Affect, und also keine eigentliche Affaire des Intellectus puri. Und wer weiß nicht, wie schrecklich weitläuftig die Kapitel von den Ideen, und den Affecten sind? Der arme Mann! daß er nur nicht sinnlich denkt. Ihm ist bange, daß sein Herz ihn überraschen, und eher wollen möchte, als der Verstand gedacht hätte: das wäre unmittelbar wider seine Logik; und dafür sey Gott! Kurz, der Elende, der auf seinen Beystand wartet, kann für Hunger umgekommen seyn, ehe dieser Gelehrte mit dem Artikel de Syllogismis fertig wird. Dieser Mann würde menschlicher seyn, wenn er minder gelehrt wäre.

Und wozu braucht ein König die Gelehrsamkeit? Er kann alles aus der ersten Hand haben, was ihn zu einem vernünftigen Manne, was ihn zu einen Weltweisen und Staatsklugen macht. Was wir erst durch viele Umwege suchen müssen, kann er sogleich haben. Die

Etiquette, das Ceremoniell, das Zunftmäßige, das unsere Vorfahren aus Staatsabsichten eingeführt haben, und das derjenige beobachten muß, der ein studierter Mann heißen will, das geht ihn nicht an. Er kann so geschwinde, so einfach, so leicht, und so natürlich denken als er will. Das ist ein Glück, um das man Könige beneiden könnte!

Aber von dem Werth der Wissenschaften ist er ohne Zweifel ein großer Kenner. Er besitzt eine aufgeklärte Vernunft, ausgebreitete Einsichten, sichere Grundsätze, und überhaupt einen weitläuftigen Verstand — Er giebt zehen Professoren zu thun. Nur das Pedantische, und das Gelehrte in den Wissenschaften, das der großen Welt überhaupt so verhaßt ist, scheint ihm unbekannt zu seyn.

Das Begreifliche in der Methaphysik weiß er; aber ich zweifele, daß er einen Gelehrten verstehen würde, den er über diese Wissenschaft etwa lesen hörte.

Wenn er schreibt, schreibt er in der Sprache der Welt. In der Sprache der Gelehrten

würde

würde er erbärmlich schreiben. Und das kömmt daher, weil er an allem, was gezwungen, was zu methodisch, und zu regelmäßig ist, einen unüberwindlichen Ekel hat. Seine Schreibart ist, wie seine Manieren, leicht, frey, und nachläßig schön.

In Absicht auf die Künste hat er die feinste Kenntniß, und den ausgesuchtesten Geschmack. Und den kann er haben, ohne selbst ein Künstler zu seyn. Es macht ihm Ehre, daß er von Malereyen ein Kenner ist; wenn er aber selbst malt; wird er sich von dieser Seite nicht bewundern lassen, wenn seine Versuche nicht königlich sind. Einer seiner Unterthanen, ein mittelmäßiger Geist, möchte ihn übertreffen.

Er wird, glaube ich, was die Ausübung der Künste betrifft, lieber unwissend, als mittelmäßig seyn wollen. Alle Welt weiß den Vorwurf, den **Philippus** seinem Sohne dem Alexander einst machte. Der Cronprinz hatte sich in das Singen verliebt, und er sang schön. Aber der kluge Vater fragte ihn bey einer gewissen Gelegenheit, ob er **sich nicht schämte, so schön zu singen?** Ein König,

der sich mit Künstlern, in einen Wettstreit einläßt, kann, er gewinne, oder verliere, sich eben nicht mit vieler Ehre schmeicheln. Er kann immer entschuldigt werden, daß er kein Künstler ist, aber nicht, daß er nur ein mittelmäßiger ist. Denn in diesem Falle würde die Welt glauben, er habe gerne groß seyn wollen, aber nicht werden können.

Ich will die Frage, ob ein Fürst ohne Religion groß seyn könne, nicht untersuchen. Man sollte sie von rechtswegen niemals thun. Es läßt sich in der That nicht begreiffen, wie darüber dispudirt werden könne. Denn die Beweise von der Nothwendigkeit einer Religion sind so leichte, und unserm Verstande so nahe, daß man nicht einmal ein Mensch seyn kann, ohne sie **nothwendig** zu wissen. Man braucht nicht gelehrt zu seyn, um sie einzusehen; man braucht nur Menschenverstand zu haben. Und das ist auch ganz natürlich, weil eine Religion, die durch gelehrte Beweise erwiesen werden muß, unmöglich für alle Menschen seyn kann. Warum wollten wir eine Sache verwirren, und schwer machen, die ihrer Natur nach so einfach, und

so

so leichte ist? Man hat der Religion durch die so sehr gehäuften Beweise nutzen wollen, und man hat ihr geschadet. Es war noch niemand eingefallen, die Gottheit zu läugnen, als man anfieng die Gottheit mit aller Gewalt zu demonstriren. Man wollte beweisen, was niemand läugnete. Man trug die ganze Methaphysik in diese Beweise hinüber, und lermte gewaltig. Die Kenntniß von Gott, diese so leichte, und natürliche Wissenschaft ward darüber zum Räthsel. Der dogmatische Ton dieser Gelehrten erweckte Gegner: und wie konnte es anders seyn? Man schrieb wieder sie, doch schrieb man nicht wieder die Sache, die sie beweisen wollten; man schrieb nur wieder ihre Beweise: denn die Gegner behaupteten, daß sie auch Methaphysik verstünden. Man zankte indessen so lange, bis es endlich **Atheisten** gab, Leute, die an das wohl nicht gedacht hatten, dessen man sie beschuldigte. Von **Vanini** weiß man, daß er als ein Atheist verbrannt ward, weil er ein Buch schrieb, in welchem er ausdrücklich beweisen wollte, daß ein Gott sey. Das sind die verwünschten Zänkereyen, und die tragischen Folgen, zu welchen eine unzeitige, und unnöthige Gelehrsamkeit Gelegenheit giebt!

Die

Die Begriffe von einem Gott, von einem Geschöpfe, und von dessen Abhängigkeit, führen mich die nicht mit einer so unwiederstehlichen Stärke auf den Begrif von der Nothwendigkeit einer Religion, daß ich diese Stärke durchaus fühlen muß? Annehmen, daß ich das Geschöpf eines Gottes bin, heißt das nicht annehmen, daß ich von diesem Gott abhange? Und glauben, daß ich von Gott abhange, heißt das nicht glauben, daß es unmöglich einerley seyn könne, wie ich mich gegen diesen Gott verhalte? Denn ich bin mir bewußt, daß ich Handlungen begehen kann, die einander ihrer Natur nach, gerade widersprechen: ich kann Gott loben, anbeten, vergessen, verachten ꝛc. Und was ist die Religion überhaupt anders, als eine Bemühung, dieses Verhalten gegen Gott auf die beste Art einzurichten?

Dieser Beweis ist weder neu, noch gelehrt, noch tiefsinnig; aber was könnte wohl dawider gesagt werden? Er hat für den Unstudierten Einfalt, und für eine königliche Vernunft Erhabenheit genug. Selbst der Weltweise, muß, wenn seine Vernunft alle Labyrinthe durchirret

hat

hat, zu dieser Einfalt herunter, und mit dem Unwissenden nach einerley Ziel durch einerley Wege gehn.

Man würde der Vernunft der Fürsten ein sehr schlechtes Compliment machen, wenn man behaupten wollte, sie könnten ohne Religion groß seyn. Würde man nicht eben dadurch behaupten, daß ihre Vernunft unendlich klein sey? Ich will von dem Widerspruche nicht reden, in den man sich verwickelt, so bald man glaubt, jemand könne groß seyn, ohne eine gesunde Vernunft zu haben. Und könnte für eine fürstliche Seele wohl etwas erhabner, und anständiger seyn, als ein Wesen, das unendlich vollkommen ist, unendlich hoch zu schätzen? Nein, nie ist ein Prinz groß gewesen, der ein Verächter der Religion war. Der geringste seiner Unterthanen, der Gott fürchtet, ist größer als er.

Ich habe nur von der Religion überhaupt geredet. Die besondere Arten, und die nähere Bestimmungen, sie dem Willen Gottes gemäß einzurichten, muß man den Menschen selbst überlassen. Hier kommt es auf die besten Einsichten, auf die Ueberzeugung, und die Reinigkeit der Gesinnungen bey einem jeden an. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein Mensch,

der

der einmal überzeugt ist, daß man Gott verehren müsse, es für einerley halten sollte, wie er ihn verehre. Denn hieße dieß nicht offenbar der Majestät Gottes spotten? Sollten die Menschen mechant genug dazu seyn? Satan ist es nicht, denn der zittert, indem er einen Gott glaubt. Und die Menschen solltens seyn?

Man ist darum nicht ohne Religion, weil man kein Christ ist, sondern man ist alsdenn ruchloß, und ein Religionsspötter, wenn man einen bessern Unterricht, und ein näheres Licht, nicht annehmen will, da mans haben kann. Es giebt Christen, deren Religion zu ihren Sünden gehört, und es giebt Naturalisten, denen man nicht alle Achtung versagen kann. Der Naturalist, der da irrte, weil er die Wahrheit suchte, verdient ohne Zweifel mehr Achtung, als der Christ, der die Wahrheit besitzt, weil sie ihm durch Unterricht zu Theil ward.

Ich beschließe diese Gedanken über die Grösse eines Königs mit einer Anmerkung. Ein großer Prinz wird in allem, was er unternimmt, den königlichen Grundsatz, seine Unterthanen glücklich, und zufrieden zu machen, immer seinen Zweck seyn lassen; er wird aber auch Muth genug haben, seinen Unterthanen wehe

zu thun, wenn das ein Mittel ist, sie glücklich, und zufrieden zu machen. Dadurch wird er sich von einem Tyrannen, und einem schwachen Fürsten gleich weit entfernen. Vielleicht wird er den Fürsten des **Fenelon** eben so wenig durchgängig nachahmungswürdig finden, als den Fürsten des **Machiavells**. Er wird sie aber beyde geschickt zu verbinden wissen, und sich von dem entfernen, worinn sie es beyde übertrieben haben. Mit einem Worte, er wird ein **kluger Vater** seines Volks seyn.

Das war es, was mir beyfiel, wie ich über die Größe eines Prinzen nachdachte. Ich schrieb diese Betrachtungen in der Ordnung, in der ich sie dachte, und glaubte nicht, es sey nothwendig, diesen Grundriß, dieses Compendium von der königlichen Größe in ein System zu bringen. Und das ist die Ursache, warum ich nicht **definirt** habe, was König, Minister, General, Krieg rc. sey.

Aber es ist Zeit, daß ich von dem Monarchen selbst, der mich zu diesen Anmerkungen veranlaßte, rede. Unter allen Fürsten, deren Gedächtniß die Geschichte aufbehält, war wohl keiner, der die Welt so aufmerksam gemacht, und von allen Seiten so sehr beschäftigt hätte,

als

als Sie Friederich 2 König von Preußen beschäftigt hat.

Es hat dem Publico gefallen, diesen Prinzen den Großen zu nennen. Ich weiß nicht, ob die Welt wichtig genug für ihn ist, daß er sich aus diesem Tittel etwas machen sollte; er führt ihn indessen, und niemand wiederspricht.

Alles, was nur reden, und schreiben kann, redet, und schreibt von diesem Fürsten. Alle Welt beschäftigt sich mit ihm. Man hält ihn für den Großen unter den Helden, und für den Weltweisen unter den Menschen. Und seit dem er König ist, haben die Beruffensten unter den Helden, die man so lange bewundert hat, von ihrem Ruhm eingebüßt. Man glaubt, daß sie der König verdunkelt hat. Man hat sich angewöhnt, zu glauben, Alexander sey ein glücklicher Räuber, Cäsar ein berühmter Bösewicht, und Carl 12 ein Soldat gewesen. Man sahe ihre Größe verschwinden, wie man sie mit der Größe des Königs maaß. Er besitzt, sagt man, alle ihre Tugenden, und keinen von ihren Fehlern.

Wäre er bloß ein großer General, so würden nur Helden von ihm urtheilen dürfen: wäre er nur ein großer Minister, so würde der

Staats-

Staatsmann allein der natürliche Richter seyn; aber nun ist er nach dem Urtheil von Europa Alles. Er durchläuft die Laufbahn aller Wissenschaften, aller Künste. Die Neigungen, welche der Himmel einzeln unter den Menschen zu vertheilen pflegt, hat er alle: und der Himmel, der sie ihm gab, schenkte ihm auch das Vermögen, sie alle zu befriedigen. Man könnte von diesem **Prinzen** sagen, was er selbst von **Leibnitz** behauptet hat, es scheine nämlich, daß er mehr, als eine Seele habe. — Er thut nichts nach gemeiner Art. In allen ist er König.

Die Welt theilt sich also in die Bewunderung, die Lobreden, die Critiken, und die Urtheile, über diesen **Fürsten**. Der Minister, der Held, der Weltweise, der schöne Geist, der Künstler, der Gelehrte, alles ist rege, alles lebt, alles fühlt sich begeistert, wenn von dem **Könige** die Rede ist.

Der Staatsmann, der das System des **Machiavells** angenommen hatte, ließt den **König**, und findet, daß der Florentiner in der Politik oft ein Sophist war. Der **König** läßt ihn begreifen, daß man ein großer Minister seyn könne, ohne ein großer Bösewicht zu seyn.

Der Held sahe ihn Schlachten gewinnen lernte, uud erstaunte. Aber, was noch wichtiger war, er lernte, daß der Anführer einer Armee, und der Zerstöhrer von Provinzen, ein **Mensch** seyn könne, denn er sahe den **Monarchen** weinen.

Der Weltweise, der so oft betrogen, so oft angeführt, und von den Tyrannen der Schule, so oft gemißhandelt ward, der arme Weltweise erhohlt sich hier, bringt seinen geschwächten Geist wieder in Ordnung, lernt von dem **Könige** die **schwere Kunst zu zweifeln**, und sieht, wie wenig man nur wissen könne, wenn man in der That ein Philosoph sey, aber wieviel man wissen müsse, wenn man ein Philosoph heißen wolle.

Der Geschmack des **Königs** zwingt den schönen Geist zur Bewunderung, und nöthigt dem Gelehrten das Bekenntniß ab, daß eine gesunde Vernunft mehr werth sey, als alle Gelehrsamkeit.

Dieser seltene, und wunderbare Mann ist es, von dessen Größe ich reden wollte. Weil ich ihn aber nicht zu schildern weiß, werde ich bloß einige schwache Züge zu einem unvollkommenen Gemählde zeichnen. Die Leser werden

mir

mir gerne verzeihen, daß ich der Unmöglichkeit nachgebe. Die besten Gemählde, die wir von ihm haben, sagen uns mehr, was er nicht ist, als was er wirklich ist. Sie sagen uns wohl, daß er mit den gewöhnlichen Menschen nichts gemein habe; aber sie machen uns die Classe der Geister nicht bekannt, zu denen er gehört. Und die Wahrheit zu sagen, man kanns auch nicht von ihnen verlangen.

Ob dieser **König** wirklich **groß** ist? Oder ob sich die Welt auch hier betrogen hat? — Nein, das hat die Welt wohl nicht. Ich möchte ihn indessen lieber zu den **unbekannten**, oder **unbestimmten Größen** rechnen, wenigstens von einer Seite.

Wer unter den Menschen hat wohl einen Maaßstab, nach welchem man diesen außerordentlichen König messen könnte? Man weiß, daß er sich eine Laufbahn öffnete, die noch niemand betreten hatte; denn unter den Alten fand er keine, die für seine Schritte gemacht war, oder in der er sich hätte bewegen können. Aber, wer wird sie aufsuchen können, wenn er sie vollendet haben wird? Wer wird sie finden? Es möchte denn ein Geist, wie der seinige, noch einmal unter den Menschen erscheinen.

Die Regeln, nach welchen er seine königliche Rolle spielt, sind nicht die gewöhnlichen. Man sieht wohl, daß er nicht dazu geboren sey, Regeln zu folgen, die für andere Gesetzte sind.

Selbst Directeur des Schauplatzes, und selbst Acteur theilt er sich die Rollen aus, die er spielen will. Mit seinem eigenen Beyfalle zufrieden, erhebt er sich über die Urtheile des Publicum. Er ist von dem Uebergewichte seiner Kräfte zu sehr überzeugt, als daß er sich von den Einsichten der Welt viel versprechen sollte. — Er ist immer **König**, immer sich selbst gleich.

Er giebt sich selbst Gesetze, und dictirt sich Maximen. Er macht Ausnahmen, wo, und wenn er will. Er geht souverin mit den Gesetzen um, an die sich die gewöhnlichen Menschen binden. So regiert, so denkt, so schreibt, so handelt er. Es ist ihm natürlich.

Er ahmt niemand nach, und selbst ist er unnachähmlich: Er ist der Einzige in seiner Art. Man hüte sich, ihm nachahmen zu wollen: man macht sich lächerlich. Man muß wenigstens seinen Geist haben, wenn man so denken, und so handeln will, wie er. Der Himmel bildet aus diesem Stoffe selten Könige. Nur, wenn er große, und wichtige Begebenheiten in der Welt ausführen will, braucht er ihn zur Schöpfung außerordentlicher Seelen.

Man kann diese seltenen Geister auch nicht leicht verkennen. Ihre Bestimmung ist an ihnen sichtbar. Der Geist, der zum herrschen gebo-

geboren ist, zeigt sich im Auge, und ist in einer jeden Handlung, in einer jeden Bewegung gegenwärtig. Alles verräth den königlichen Geist, Anstand, Mine, Sprache, Manieren. Man fühlt seine Gegenwart und empfindet durch einen geheimen Zug der Natur seine überlegene Größe. Ein, **ich weiß nicht was**, macht ihm jedermann unterthänig; und ohne zu wissen, daß er König ist, unterwerfen wir uns, ihm freywillig. Das ist ein Vorrecht **geborner Könige**; die **Gemachten** kennt man nur an der Kleidung, und am Gefolge.

Man gedenke sich den **König** von **Preussen** in der Niedrigkeit des Unterthans: man lasse ihn alles, Krone, Scepter, und Staaten verlieren. — Er bleibt noch immer König. Da, wo er ist, herrscht er ohne zu befehlen. Wer ihn sieht, wird sagen, wenn dieser Mann nicht König ist, so verdiente ers zu seyn. Und da er sich selbst übrig behält, kann man nicht einmal sagen, daß er etwas verloren hätte.

Der Himmel braucht ihn nur leben zu lassen: ein Königreich giebt er sich selbst, wenn er eins haben will. Er gehet, und mit ihm gehen die Staatskunst, die Weltweisheit, und der gute Geschmack in eine andere Welt hinüber. Hier wird er der Schöpfer neuer und glücklicher Staaten. **Ein Gott kam zu uns** wird das erstaunte, und wilde Volk sagen: und nur die Weltweisheit, die in des **Königs** Gefolge ist, wird verhindern können, daß ihm keine Altäre gebauet werden.

Das ist ein Character indelebilis aller derjenigen Seelen, die Gott ausdrücklich für Könige bildet. Sie sind alles, was sie seyn wollen, und führen alles glücklich aus, was sie unternehmen. Andere, die nur ihren Namen führen, aber ihren Geist, und ihre Kräfte nicht haben, begehen oft die Schwachheit, ihnen alles nachmachen zu wollen. Aber die Welt sieht das Gezwungene, das Halbe, das Matte, in dieser Nachahmung, und lacht. Und in der That die Welt hat recht.

Zu groß für Critiken, nicht müßig genug, diejenigen zu lesen, die wieder ihn geschrieben werden, und zu sehr König, um sich beleidigt zu finden, gehet der Monarch mit starken Schritten auf dem Wege fort, den er sich bahnete, und führt den Plan aus, den er sich schuf.

Er giebt sich nur selbst Rechenschaft von seinen Handlungen. So wie er sich selbst Gesetze giebt, findet er auch nur an sich selbst seinen Richter. Niemand ist Ausleger seiner Moral, als er. Er läßt sich von andern nicht exegisiren. Er holt keine Responsa keine Consilia ein: er entscheidet selbst, und ist mit sich zufrieden.

Wenn ich mir diesen König gedenke, wundere ich mich über die vorzügliche Neigung, die er für den Herrn von Voltaire hatte, gar nicht. Sie war ganz natürlich.

Weil die Geschichte des Weltweisen von Sans-Souci mit der Geschichte Friederichs des Großen so genau verbunden ist, werde ich von dem Herrn von Voltaire, der in jener ei-

ne

ne so erhabene Stelle einnimmt, bey dieser Gelegenheit etwas erwähnen.

Man hat seinen Aufenthalt in Berlin sehr ungleich beurtheilt. Mein Gott! Wie hat man gelermt? Der König ist eben so wenig geschont worden. Die meisten machten dem Monarchen aus dieser Wahl ein Verbrechen, einige wenige entschuldigten sie, aber niemand billigte sie. Die wahre Ursache dieses Misvergnügens, und dieser allgemeinen Verschwörung wieder den Dichter, weiß man wohl. Wenn der Herr von Voltaire nicht das Unglück gehabt hätte, ein Franzose zu seyn, und das Glück, nebst einer starken Besoldung, den Beyfall des Monarchen zu genießen, so würde sich niemand geregt haben, weil sich niemand beleidigt gefunden hätte. Aber dem sey, wie ihm wolle, man könnte sagen, das Glück, welches der Herr von Voltaire hatte, zu gefallen, sey nothwendig gewesen.

Wenn es erlaubt wäre, zwischen einem Könige, der ein Weltweiser ist, und zwischen einem Weltweisen, der kein König ist, eine Aehnlichkeit zu finden, so würde man, glaube ich sie hier finden.

Der Herr von Voltaire scheint mir als Philosoph beynahe dasjenige zu seyn, was Friederich der Große als König ist. Beyde sind neue, und noch nie betretene Wege gegangen. Ein jeder ist in seiner Art, frey, ungezwungen, unabhängig von Regeln, erhaben über die Urtheile der Critik, souverain, schöpferisch, von allgemeinem Geist, unerschöpflich, unermüdet, be-

neidet, und hochgeschätzt, nachgeahmt, und nie erreicht, von allen beurtheilt, und den wenigstens bekannt, größer als alle Schwierigkeiten, und die Bewunderung der Welt.

Mich deucht, daß der Herr von **Voltaire** alles dieses ist. Es war sehr natürlich, daß er einem Könige gefallen muste, der sich in den Wissenschaften so sehr, als in der **Kunst der Könige** auszeichnet. Dieser Weltweise war für den Umgang eines Königs, wie der preußische Monarch ist, gemacht.

Laßt uns auch die Vorzüge nicht vergessen, die den Herrn von **Voltaire** so weit über die gewöhnlichen Philosophen erheben, und die selbst den Hof für ihn einnehmen mußten.

Er besitzt das glückliche Geheimniß von den dunkelsten Sachen mit jener Bewunderungswürdigen Leichtigkeit zu reden, die so viele suchen, und so sehr wenige erreichen, und die doch allemal einen erhabenen Verstand, und eine tiefe Einsicht voraussetzt. Er spricht vom **Aristoteles**, er erklärt, und wiederlegt ihn: und das in einer menschlichen Sprache; er spricht nicht einmal griechisch dabey. In den Wissenschaften ist er kein Gelehrter, sondern ein Weltmann. Er weiß die Sprache der Gelehrten durch die Sprache der Welt so erträglich, und natürlich zu machen, daß man bloß vernünftig seyn darf, um ihn verstehen zu können. Und nichts beweist den richtigen Ton, und die Lauterkeit seiner Vernunft besser; als daß er die Wahrheiten, die er, wie es scheint, so leicht durchdenkt, mit einer so natürlichen Einfalt, und so ungezwungen sagt.

Der

Der Herr von Voltaire ist kein Dogmatiker, weil er kein Sectirer ist. Er sagt ganz laut, es gebe viele Sachen, die er nicht verstünde; und er ist so aufrichtig, daß er diese Sachen nicht demonstrirt. Das ist es, was ihm an dem Locke so sehr gefallen hat, und das ist es, was mir an ihm so sehr gefällt — Man hat ihn mehr als in einer Absicht angegriffen.

Die Critik hat der Welt hundertmal gesagt, seine Trauerspiele wären nicht regelmäßig. Aber die Welt, die das nicht wissen wollte, fand seine Trauerspiele schön, vergaß die Critik, und konnte sich nicht satt lesen.

Man hat auch gesagt, er habe in der Geschichte chronologische Fehler begangen. Man sollte aber einem Manne, der über die Geschichte so viel Gutes gesagt hat, erlauben, zuweilen in Kleinigkeiten zu fehlen.

Viele glauben, er müsse wenig gelernt haben, weil er sich über alles so deutlich und ungezwungen erklärt. Das wüßte ich nun eben nicht. Ich habe allezeit geglaubt, wenn ich den Herrn Professor Gellert und den Herrn von Voltaire lese, daß man sehr viel wissen, und sehr viel gedacht haben müsse, wenn man so natürlich und menschlich schön schreiben wollte, wie diese zween große Männer. Ich habe es von Kennern gehört. Man versuche nur, es ihnen nachzumachen.

Es giebt unter den Deutschen viele, die die plumpe Gewohnheit haben, von Voltaire nichts als Böses zu sagen, und den Franzosen über-

haupt den Verstand streitig zu machen. Mich deucht nicht, daß ihnen dieses Ehre macht. Der Einfall, daß die Deutschen gründlich, und daß die Franzosen seichte und flüchtig denken, ist so läppisch und unartig, daß man sich schämen sollte, ihn zu wiederholen — Allein ich muß den Herrn von **Voltaire** hier verlassen, damit ich den Monarchen nicht über den Dichter vergesse.

Selbst, wenn von dem Religionssystem dieses **Prinzen** die Rede ist, sollte man nicht vergessen, daß von der Religion eines der außerordentlichsten Männer die Rede sey, die die Welt jemals gekannt hat. Man sollte lieber sagen, man wüßte nicht, welche Grundsätze der König angenommen habe, als daß er gar keine, oder falsche habe. Man hat sich an seine Religion gewagt, so wie an seine Staatskunst.

Aber übereilt euch nicht. Ihr seyd ohne Zweifel nicht hinlänglich unterrichtet. Wie? Ein Gerücht, ein fliegendes Blatt, Nachrichten, die Herr N ** erhalten, das sind die zuverläßigen Quellen eurer Anekdoten? lernt mit Menagement von gekrönten Häuptern reden. Ein Philosoph seyn, wie der **König**, und gleichwohl ohne Religion, ohne Gott seyn, ist das nicht ein Wiederspruch? Macht euch nicht lächerlich.

Herr **N** ** dieser unartige Mann, dieser Antipode von einem wahren Philosophen, der über die Religionssätze eines Fürsten, den er nicht kennet, mit eben dem schülerhaften Leichtsinn entscheidet, mit dem er den **Thomas**, oder den

Scotus lächerlich macht, dieser Mann kann froh seyn, daß er nicht berühmt genug ist, um Königen bekannt zu werden, und daß er zu klein ist, um gefährlich zu seyn.

Es ist wahr, man sieht in der Hauptstadt des Königs eine Kirche für Katholicken. Seine Unterthanen müssen auf seinen Befehl mit den Juden menschlich umgehen; und in seinen Staaten duldet er Jesuiten. Das ist alles wahr. Aber indem ihr zum Nachtheil seiner Religion hieraus Schlüsse ziehet, finde ich hier Beweise von einer wahrhaftig königlichen Denkungsart. Hier sieht man einen König, der, erhaben über alle Vorurtheile, alles in seinen Schutz nimmt, was nur Mensch ist. Er glaubt, daß der Katholick ein ehrlicher Mann seyn kann, ja er glaubt, daß der Jude es seyn kann. Diese Denkungsart ist so richtig, als erhaben.

Ich habe oft sagen hören, die Fürsten wären Götter; aber meiner Meynung nach nähern sie sich der Gottheit durch nichts mehr, als durch jene erhabene Denkungsart, die sie die Welt als eine Familie betrachten, und sie da Brüder finden läßt, wo sie Menschen finden. Das heißt Gott nachahmen. So verbreitet die Gottheit ihre Wohlthaten über Constantinopel und Rom so wohl, als über Berlin und Stockholm.

Ihr wollet der christlichen Religion durch eure Critik ein Ansehen verschaffen; aber ohne zu gedenken, daß sie dieses Ansehen nicht braucht, muß ich euch sagen, daß ihr die christliche Religion durch eure Critik beschimpfet. Ihr macht

sie

sie sehr ungöttlich. Ihr merket nicht, daß ihr Christo, diesem göttlichen Menschenfreunde, dem Stifter dieser Religion ins Gesicht widersprechet.

Die Jesuiten braucht der König weder zu Staatsräthen, noch zu Beichtväter. Er läßt sie glauben, was sie wollen; und schätzt ihre Einsichten hoch — Er denkt nicht klein genug, um sie nicht zu dulden.

Er glaubt, daß man bey den Juden, wenn man ihnen mit Achtung begegnet, und durch Chicane, Verachtung, Verfolgung und Betrug sie nicht zwingt, tückisch und diebisch zu werden, eben die Mischung von Tugend und Laster finden werde, die man bey allen Nationen der Welt findet.

Dieser König, der, wenn er auch Jahrhunderte durchlebte, noch immer zu kurz käme, und noch immer königliche Entwürfe haben würde, auszuführen, dieser geschäfftige, arbeitende und denkende Mann wird sterben, wie seine Vorfahren. Aber ich müßte mich gewaltig irren, wenn die Welt nicht noch immer seinen Character studieren wird, wenn diese längst vergessen sind. Es wird alsdenn eine Arbeit für die feinsten Köpfe in Europa seyn, das Dunkele seiner Geschichte, und das Geheimnißvolle seiner Politik aufzuklären. Vielleicht wird das, was wir jetzo nicht begreifen, und welches sich nach den bekannten Systemen nicht erklären läßt, alsdenn kein Problem mehr seyn. So überführen uns oft erst lange hernach die wohlthätigen Folgen, ex posteriori überführen sie uns, daß das kein Uebel war, das wir dafür ansahen — — Wenn

der

der König geschildert werden soll, muß er sich selbst schildern. Ich betrachte ihn von Ferne, und erstaune.

Aber menschlich groß war er, als er weinte. Alle Welt weiß, daß der König geweint hat. Wenn ich ihn sonst ehrfurchtvoll bewundert habe, so wäre es mir als einem Menschen zu verzeihen, wenn ich ihn hier liebte. Ich erschrecke hier nicht — Ich vergesse hier seinen Donner und seine Blitze. Nichts setzt mich in Erstaunen. Alles rührt mich. Ich empfinde das schmeichelhafte Vergnügen, daß ich diesem Monarchen doch in etwas ähnlich bin: denn ich weine auch, wenn ich meine Brüder unglücklich sehe, und wenn ich ihnen nicht helfen kann.

Ich kann es nicht läugnen, wenn ich mir den König gedenke, wie er schrecklich den Donner bey sich führt, und zertrümmernde Blitze um sich herschleudert: wie der Tod vor ihm hergeht, und eine ganz Hölle von Plagen in seinem Gefolge ist: wie er ein verwüstendes Schrecken verbreitet, und Verderben befiehlt: wie er sich zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen sieht, Menschen zu tödten, die ihn nie beleidiget hatten; mit einem Worte, wie er aus einem Weltweisen, der er seyn wollte, um sich und die Welt glücklich zu machen, aus Noth ein Zerstörer der Menschen wird: ich muß gestehen, es überfällt mich ein Schauder, und alles empört sich in mir. Ich empfinde das ganze Elend meiner Brüder —

Eine

Eine Thräne tritt mir ins Auge, und ich weine sie der Menschlichkeit.

Unwissend in der Dialectik der Könige enthalte ich mich kaum jener unanständigen Hitze, die mich den Fürsten der Welt möchte fluchen lassen, daß sie um ihrer Zänkereyen willen Millionen Menschen unglücklich machen.

Wenn ich aber diesen **Prinzen** weinen sehe, so werde ich überzeugt, daß er nicht bloß zum Schrecken für seine Feinde, sondern auch zur Freude für die Menschen **Friederich** der **Grosse** sey.

Laut seufzend, daß die Könige **oft grausam seyn müssen**, beruhige ich mich, weil ich weiß, daß sich die Größe dieses **Fürsten** unmöglich auf die **Größe** des **Kriegers** einschränken kann. Nein, diese Thräne, die er geweint hat, ist mir, und kann der ganzen Welt für die menschlichern Empfindungen des **Monarchen** garant seyn. Ich will sein System nicht wissen, ich will seine Absichten nicht erforschen; denn sein Plan ist wie der Plan eines Gottes. Aber seinen Tadlern, diesen Verwegenen, die einem jeden ins Ohr sagen, daß die **preußischen Unterthanen glücklicher seyn könnten, als sie sind,** diesen will ich nicht ins Ohr, sondern ganz laut sagen, **daß ein Monarch, der weinen kann, unmöglich grausam seyn könne.** Aber eine Thräne ist gar zu oft ein sehr zweydeutiger Beweis — Da habt ihr recht, das ist er auch. Glaubt ihr aber, daß der **König** aus Heucheley, aus Verstellung geweint

hat?

hat? Nein, so unerforschlich er auch für mich ist, so unterstehe ich mich doch zu behaupten, daß er zu sehr König ist, als daß er heucheln könnte.

Ich bin nicht so sehr darüber erstaunt, daß der König im Kriege Wunder gethan hat: das konnte ihm nicht schwer fallen, da er selbst ein Held ist, und Helden unter seinen Soldaten hat. Aber daß er geweint hat — Dazu war nöthig, ein Mensch zu seyn; und das war der König. Welch ein Lobspruch für einen Fürsten!

Ihr, die ihr Ehre haben werdet, die Thaten dieses Prinzen zu besingen, ihr, die die Nachwelt als die Verfasser seiner Geschichte kennen wird, o vergesset nicht, es der Welt noch einmal zu sagen, daß ein Monarch für Menschen Thränen vergossen hat.

Und wenn ihr die Gabe habt, mit Königen zu reden, und die Kühnheit, den Fürsten der Welt Wahrheiten zu sagen, so bittet die Beherrscher der Erde, daß sie dem Könige nur in seiner menschlichen Größe nachahmen. Sagt ihnen, und wiederholt es, daß es sehr gefährlich sey, ihm zu folgen, wenn er außerordentliche und ungelehrte Wege geht.

Sehet! ein junger Prinz, ein künftiger Thronerbe wird euch lesen. Er wird zu der Stelle kommen, wo ihr von den Thränen des Monarchen redet: gerührt, gefühlvoll, und nachdenkend wird er sich selbst sagen: es ist also einem Held nicht schimpflich, daß er weine?

Tausendmal wird er die Hand segnen, die die Worte niederschrieb: Der König, der Anführer

führer von hunderttausend Soldaten, der Eroberer, der Held, der weinte, als er gezwungen ward, die Menschen seine Mitbrüder unglücklich zu machen. Glaubet mir, diese junge Fürstliche Seele wird dadurch mehr gebildet werden, als durch hundert Bücher, und funfzig Lehrmeister. Verzeihet mir, wenn ich mit einem mehr als gewöhnlichen Eifer das Interesse der Menschlichkeit beobachte. Meine Brüder sind es, durch deren Glück oder Unglück die Beherrscher der Welt sich berühmt machen.

Künftig wird sich kein König schämen, das Elend der Unglücklichen zu empfinden, da sich der König von Preußen nicht geschämt hat, ein Mensch zu seyn.

Von Seiten der menschlichen Größe ist mir der König nur begreiflich. Da finde ich ihn groß, da finde ich ihn würdig, von den Königen seines Gleichen nachgeahmt zu werden.

E N D E.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gedanken über die Größe Friederichs II. Königs von Preußen Mit einigen Anmerkungen an einen Freund des Verfassers

Leipzig 1769

Bor. 334 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015052-6
VD18 14488116